

INNENANSICHTEN AUS DER DDR

ROBERT KATZENSTEIN

Memoiren¹ politischer Persönlichkeiten bleiben eingebunden in die subjektive Sicht ihres Verfassers. Sie können die Geschichtsforschung nicht ersetzen, aber sie gestalten die Sicht auf die Zeitgeschichte facettenreicher, lebendiger, anschaulicher. So auch bei Schabowski, ehemals Chefredakteur des *Neuen Deutschland*, Mitglied des Politbüros und erster Sekretär der Bezirksleitung Berlin der SED. Die Konturen der DDR-Geschichte heben sich schärfer ab, manche Ursachen ihres Scheiterns werden sichtbar, andere Fragen bleiben offen.

Gleich eingangs grenzt Schabowski sein Thema ab: Innenansichten aus der DDR. Er setzt hinzu, daß die DDR auch ein Produkt internationaler Politik, ihrer Wechselwirkungen und Interessengegensätze war. «Das Experiment DDR wollte Antwort sein auf die Unzulänglichkeiten und Sünden der bürgerlichen Welt. Aber die DDR war auch das Ergebnis der Großmacht-konstellationen im Nachkriegseuropa. Sozialismusversuch und Eckpfeiler in den imperialen Plänen Stalins – das rührte sich zu einem unverträglichen Gemenge zusammen» (S. 8). Schabowski beschreibt die Geisteshaltung, entstanden aus einer durch Erfahrung verfestigten Theorie, die das eigentliche Fundament des Zusammenhaltes in Partei und ZK bildete. «Der repressive Sozialismus Stalins war als Notwendigkeit und Rationalität erschienen, die einer feindlichen Umwelt entgegengesetzt werden mußte. In Wahrheit trat ein extremer Subjektivismus im Gewande der sozialen Vernunft auf» (S. 9). Es kam hinzu, daß die politischen Prioritäten keine organische Regeneration der DDR-Ökonomie gestatteten, ein Grund dafür, daß sich die Schere zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und den Erwartungen der Menschen immer weiter öffnete. Hier liegen die Wurzeln der Repression (ebd.). Sicherlich sind das noch nicht

Katzenstein: Innenansichten

der Weisheiten letzte Schlüsse. Schabowski setzt hier jedoch einen Rahmen, zeigt Wechselwirkungen auf, die man bei der Untersuchung der Geschichte der DDR nicht außer Betracht lassen kann.

DEMOKRATIE-DEFIZITE

Eines wird von Schabowski klar gemacht: Die Demokratie-Defizite in der DDR behinderten die Entwicklung des Systems in ganz entscheidender Weise. Es bleibt thesenhaft, wodurch sie entstanden und wucherten, aber ihr Ausmaß und ihre Bedeutung werden sichtbar. Selbst im Politbüro oder zwischen seinen einzelnen Mitgliedern scheinen freie Problemdiskussionen nicht möglich gewesen zu sein. Mir ist nicht ganz klar geworden, warum dem so war. Einzelne Fakten deuten darauf hin, daß es hier durchaus einen gewissen Freiraum gab. Politbüromitglied Schürer kritisierte die Wirtschaftspolitik seines Kollegen Mittag, freilich ohne Erfolg, aber doch unbehelligt, und der Erfolg wäre sicherlich nicht ausgeblieben, wäre solche Kritik auch von anderer Seite erfolgt. Auch bei Schabowski selbst wird, bei seiner Tätigkeit in seinem Hausbereich, Berlin, kritischer Frei- und Handlungsraum sichtbar. Honecker, der Generalsekretär, konnte mit guten Argumenten durchaus zur Einsicht gebracht werden (S. 143). Abgesehen von dem erwähnten Fundament gibt es im Grunde nur eine Erklärung für die mehr oder weniger subalterne Haltung der Politbüromitglieder: ihre Abhängigkeit in Stellung und Privilegium vom Generalsekretär der Partei. Das pflanzte sich nach unten fort. Es entwickelte sich ein dem Feudalismus ähnliches Lehenssystem, durch das die einzelnen Glieder der Hierarchie an ihre Oberen gebunden wurden.

Auch die Medien wurden in dieses System eingebunden, als Element der Gewaltenteilung fielen sie folglich aus. Die Wirkung war verheerend. Nicht nur, daß die Masse der Medien, von Literatur und Theater vielleicht abgesehen, ihre Bedeutung für die Menschen und folglich auch ihren Einfluß auf sie verlor und ein Vakuum entstand, das von systemfremden Ideologien besetzt wurde, auch das Politbüro selbst brauchte

sich mit den Problemen nicht mehr auseinanderzusetzen. Man wurde mit den Problemen der DDR nicht mehr konfrontiert, sie schien solide gebaut. Dies scheint mir ein wesentlicher Grund für die Konzeptionslosigkeit und Hilflosigkeit der SED-Führung gegenüber den Forderungen gesellschaftlicher Weiterentwicklung zu sein, als das durchschnittliche Alter der Politbüromitglieder. Natürlich wird man im Alter unbeweglicher. Aber die jüngeren Mitglieder des Politbüros zeigten sich genauso konzeptionslos – wenn auch handlungsbereiter – wie die alten. «Die vierzig Tage unter Krenz wurden zum Probelauf, bei dem nur unsere Untauglichkeit festgestellt werden konnte. Wir hatten uns nicht schnell und gründlich genug abgenabelt vom stalinistischen Mutterboden» (S. 312). Sie konnten das garnicht, denn sie waren darauf nicht vorbereitet. Ihr Reservoir an Ideen, ihr Think-tank, wie Schabowski das treffend nennt (S. 319), war zu schmal. Das gleiche Phänomen zeigt sich übrigens auch in der Gorbatschow-Equipe und in den anderen sozialistischen Ländern. Mir scheint, daß Schabowski den Finger auf einen ganz wesentlichen Punkt gelegt hat, wenn er meint, daß eine moderne Gesellschaft ohne kommunizierenden Fluß zwischen Politik und Medien nicht lebensfähig ist (S. 14f.). Ich würde das noch erweitern auf die Gewaltenteilung, den Rechtsstaat etc., d. h. auf die Demokratie in allen ihren wesentlichen Elementen. Im konkreten Fall hätte jedoch allein schon die unbeeinflusste Medienkritik den Zwang hervorgebracht, nach echten Lösungen zu suchen, sie zu erproben und bis zum Erfolg zu bringen.

Letzten Endes sieht Schabowski das Scheitern der DDR in der unzulänglichen ökonomischen Leistungsfähigkeit des Systems begründet. Er läßt die Wechselwirkungen zwischen Ökonomie und Politik ganz praktisch erkennen. Aus seinen Aussagen ist aber nicht schlüssig zu entnehmen, warum für die anstehenden ökonomischen Probleme keine systemimmanente Lösungen zu finden gewesen sein sollten. Hier liegt das eigentliche Feld für weitere Untersuchungen. Die Demokratie ist nur die eine Seite des Wechselspiels, notwendig, um solche Untersuchungen in Gang zu setzen und noch inner-

halb eines gesellschaftlichen Systems zur Wirkung zu bringen.

Schabowski selbst sieht die charakteristischen Kennzeichen für das Versagen des Systems im ökonomischen Bereich in den immer wieder aufklaffenden Disproportionen. Aber alle Disproportionen, die er benennt, sind Wachstumsdisproportionen. Diese Art von Disproportionen dürfte keine Krisen auslösen. Auch der Kapitalismus kennt sie. Dort stimulieren sie das Wachstum. Durch eine Konsolidierungsphase, die ihrer Beseitigung dient. In der DDR wurde die Konsolidierungsphase ausgeklammert. Man wollte diese Ungleichungen, wie Schabowski sie nennt (S. 141), im Zuge des Wachstums lösen. Deshalb erschienen sie gewissermaßen als Dauerkrisen. Tatsächlich aber war es der Mangel an Arbeitskräften – zum Teil selbst durch die übermäßige Aufblähung unproduktiver Bereiche ausgelöst –, der dem Wachstum Grenzen setzte. Leider vertieft Schabowski seine Überlegungen zu diesem Punkt nicht weiter. Für ihn sind diese Disproportionen Ungleichungen der Planwirtschaft, kennzeichnend für das Versagen des Systems (S. 141). Ein voreiliger Schluß. Zuvor ist noch die – entscheidende – Frage zu klären, warum der technische Fortschritt unzureichend blieb. Schabowski weist verschiedentlich auf diese Frage hin, geht aber nicht auf sie ein.

Bei allen Disproportionen, die Schabowski benennt, geht es um das Zurückbleiben der Produktion, trotz ständigen Wachstums, hinter der Bedarfsentwicklung. Die Produktion wurde jedoch auf herkömmlicher technischer Grundlage erweitert, und dadurch erschöpfte sich schließlich das Arbeitskräftereservoir. Das ist die Ursache der Stagnationserscheinungen. Ein ganz normaler Prozeß. Karl Marx hat ihn schon im ersten Band des «Kapital» (23. Kapitel) dargestellt. Im Kapitalismus löst der Arbeitskräftemangel schließlich einen kräftigen Schub technischen Fortschritts mit entsprechender Freisetzung von Arbeitskräften aus. Im Sozialismus nicht! Warum? Versuche wurden gemacht; Anfang der siebziger Jahre, unter dem Stichwort «Schwedter Initiative». Anscheinend blieben sie ohne nachhaltigen Erfolg. Warum? Honecker hoffte, daß seine mit der Wirtschaftspolitik ver-

bundenen sozialpolitischen Verheißungen einen aus Einsicht resultierenden Produktivitätsschub bewirken würden (S. 121). Warum schlug das fehl?

An sich ist eine solche Hoffnung nicht unbegründet. Ich kann mich beispielsweise daran erinnern, daß die Aufforderung der DDR-Regierung in den 50er Jahren, mehr zu produzieren, um eine eigene Handelsflotte aufzubauen und mehr Kaffee, Südfrüchte etc. importieren zu können, beachtliche Resonanz fand; unter dem Namen «Steckenpferd-Bewegung» wurde dieser Produktionsschub zu einem Begriff. Damals zeigte sich, daß die Einsicht in die Zusammenhänge zwischen eigener Produktionsleistung und Lebensstandard durchaus motivierend wirken kann. Der Schwung erlahmte, als viele Handelsschiffe, aber vergleichsweise wenig Konsumgüter angeschafft wurden; die zudem noch zu teuren Preisen verkauft wurden. Die Menschen sind also durchaus einsichtig und leistungswillig, auch für gesellschaftliche Aufgaben, wenn sie sich dabei nicht übers Ohr gehauen fühlen. Es stellt sich allerdings gleich eine zweite Frage. Warum hat man diesen offensichtlich motivierenden Zusammenhang zwischen Entfaltung der Wirtschaft und Lebensqualität nicht weiter erforscht und genutzt? Im Gegenteil, das Ziel, der Aufbau der Handelsflotte, einmal erreicht, verschwand die «Steckenpferd-Bewegung» wieder aus dem Blickfeld. Ähnlich verhielt es sich mit anderen, in gleicher Weise erfolgreichen Maßnahmen, auch ohne daß die Ziele erreicht waren, etwa mit den sogenannten Komplex-Brigaden, die zu einem erheblichen Produktionsaufschwung im Bauwesen führten.

PLANFETISCHISMUS?

Schabowski erwähnt, daß auch das Neue Ökonomische System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft (NÖSPL) nicht wie erhofft griff (S. 201). Ich vermute, daß hier spontane Prozesse in Gang gesetzt wurden, die die Planung durcheinander brachten. Anstatt nun zu untersuchen, wie man positive Spontaneität und Planung in Übereinstimmung bringen könnte, wurde einfach die Spontaneität unterdrückt. Wenn

Katzenstein: Innenansichten

dem so ist, dann sind die erwähnten Ungleichheiten nicht dem System zuzuschreiben, sondern einem bornierten Planfetischismus, einer falschen, lebensfremden Auffassung von der Planung. Ohne Planung kommt man heute nicht mehr aus. Die Marktgesetze erzwingen sie, in gesellschaftlichen Größenordnungen, auch im Kapitalismus; ich kann darauf hier nicht näher eingehen.² Hier liegt aber die Antwort auf die Frage nach der Zukunftsfähigkeit des Systems, wenn man unter System den Sozialismus schlechthin versteht und nicht nur seine spezifische Ausprägung in einer frühen Phase seiner Entwicklung. Deshalb hätte man sich bei Schabowski hier eine Vertiefung gewünscht. Ist auch der technische Fortschritt daran gescheitert? Warum blieb beispielsweise der erhoffte Produktivitätsschub aus, obwohl doch Honeckers Sozialpolitik von der Bevölkerung angenommen worden war (S. 210)? Was für Konzeptionen, Meinungen, Lösungsvorschläge gab es zu diesem Problem im Politbüro? Gab es überhaupt welche oder wurde man mit dem Problem nicht fertig? Hier liegen ganz zentrale Fragen, die übrigens auch die absolute Notwendigkeit demokratischer Strukturen erneut sichtbar werden lassen. In einer kritischen Öffentlichkeit können sich fehlerhafte Auffassungen nur selten soweit verfestigen, daß sie zu einer echten Barriere für die gesellschaftliche Entwicklung werden.

EIN GRUNDSATZPROBLEM

Vielleicht noch ein Hinweis über das Buch von Schabowski hinaus. All diese Memoiren lassen einen Zwiespalt unserer Zeit erkennen, das Honecker-Interview³ mehr noch als die mehr aufarbeitende Sicht Schabowskis: Die sozialistischen Revolutionen mußten in unterentwickelten Ländern ihren Anfang nehmen. Nur die Verknüpfung feudaler, kolonialer und kapitalistischer Herrschaftsformen brachte den Druck zustande, der die Verhältnisse für die Volksmassen unerträglich werden ließ. Aus diesem Grunde zerfiel die Sozialdemokratie in den industrialisierten Ländern auch in Sozialdemokraten und Kommunisten; dort war ein solcher Druck nicht mehr vorhanden. Lenin hat das erkannt und in

seinen Schriften zur Sozialdemokratie und zum Opportunismus dargestellt.⁴ In den kommunistischen Parteien sammelten sich die radikalsten Kräfte der sozialistischen Linken, die noch ganz von den Klassenbeziehungen in vorkapitalistischen Verhältnissen geprägt waren. Ihnen fiel die führende Rolle in den Revolutionen wie auch im sozialistischen Aufbau zu, zunächst in Rußland, später auch in Osteuropa und Asien. Die Herrschaftsmethoden in diesen Ländern waren nicht durch hegemoniale Beziehungen charakterisiert, sondern durch solche unmittelbarer Unterordnung und Gewalt. Theorie und Praxis dieser Parteien im Klassenkampf wie bei der Herrschaft nach der Machtübernahme ergaben sich aus diesem, in zurückgebliebenen Ländern gesammelten Erfahrungsschatz. Auch die Führer dieser Parteien waren durch diese Verhältnisse geformt. Man wird z. B. Stalin nicht voll erfassen können, wenn man das nicht berücksichtigt. Aber auch das Verhältnis zwischen Kommunisten und Sozialdemokratie wird man unter diesem Blickwinkel neu durchdenken müssen. Lenin erkannte nicht, daß dieser Aufspaltung kein Opportunismus zugrunde lag – obwohl auch dieser damit verbunden war –, sondern daß sich mit der Industrialisierung und der sie begleitenden Emanzipation der Klassen die Formen der Herrschaft und der Auseinandersetzungen in der Klassengesellschaft tatsächlich verändern mußten und verändert hatten. An die Stelle unmittelbarer Unterordnung und Gewalt traten hegemoniale Formen der Herrschaft. Gramsci hat das erkannt und herausgearbeitet, daß dies nicht nur die Klassenauseinandersetzung in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften bestimmt, sondern auch der Sozialismus in entwickelten Gesellschaften unmöglich ohne bewußten Konsens der Mehrheit zu verwirklichen ist.⁵ Man wird diese Gesichtspunkte berücksichtigen müssen, wenn man die Geschichte der Arbeiterbewegung und ihrer Parteien untersucht.

1 Günter Schabowski: Der Absturz, Rowohlt Verlag, Berlin 1991, 332 Seiten, 39,80 DM.

2 Vgl. R. K., Ende einer Epoche, in: *Sozialismus*, 7/8-91

3 Andert/Herzberg, Der Sturz, Berlin und Weimar 1990

4 Vgl. Werke Bd. 22

5 S. dazu Sabine Kebir, Antonio Gramscis Zivilgesellschaft, Hamburg 1990.